

HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 53. Jahrgang Heft 5 Mai 1999

Die Gegenwart geht schwanger mit der Zukunft.

Gottfried Wilhelm Leibniz

Das Utopische rehabilitieren

Knapp ein Jahrzehnt nachdem *Francis Fukuyama* mit seiner These vom *Ende der Geschichte* Furore gemacht hat, ist weiterhin kein Stillstand historischer Entwicklung in Sicht. Etwa die Ereignisse auf dem Balkan nur als ein Nachhutgefecht zur Vollendung der Zivilisationsgeschichte zu bezeichnen, wäre schlicht zynisch. Immerhin in einer Richtung aber ist die Rede von einem „Ende“ der Geschichte durchaus wirkmächtig geworden: Die Abrechnung mit dem real-existierenden Sozialismus nach dessen Zusammenbruch hat wesentlich dazu beigetragen, daß das Utopische massiv an Kredit verloren hat und der Begriff heute überwiegend abwertend verwendet wird: Utopien sind – dem vorherrschenden Verständnis nach – Phänomene der Geistes- und Literaturgeschichte, die als kuriose Relikte vergangener Vorstellungswelten durchaus mit Interesse studiert werden. Niemand aber darf ernsthaft mit Zustimmung rechnen, wenn er sich auf Utopien als handlungsleitende Entwürfe berufen wollte. Aus „Sehnsüchten und Hoffnungen“ erwachsende Visionen, die dann im pastoralen Jargon zu „Kirchenträumen“ werden, berühren eher peinlich. Mit Recht.

Kaum jemand wird in Abrede stellen wollen, daß die Kritik an der Utopie, die Skepsis gegenüber dem utopischen Denken als solchem ihre Berechtigung hatten und dringend notwendig waren. Es gab in Anlehnung an Ernst Blochs Philosophie der Hoffnung, die in den sechziger Jahren eine enorme Breitenwirkung erzielen konnte, nicht nur eine *inflationäre Verwendung des Begriffs*, mit der jede Wirklichkeitsüberschreitung zur Utopie geadelt wurde, sondern vor allen Dingen auch bittere Erfahrungen mit der Verabsolutierung von Utopien bei gleichzeitigem Realitätsverlust – auch da, wo es nicht nur um private Wünsche und Interessen von Klein-

gruppen ging. Das kulturelle Gedächtnis der bundesrepublikanischen Gesellschaft etwa ist wesentlich vom RAF-Terrorismus als beispielhaftem Fall für die Gefährlichkeit utopischen Denkens gezeichnet.

Aber nicht erst seit den siebziger Jahren ist offenkundig, daß die Utopie als Gesellschaftsentwurf zur *Ideologie* werden kann. Wo sich Visionen mit Allmachtsphantasien und der Bereitschaft mischten, diese zur Not mit Gewalt wirklich werden zu lassen, zeitigten gesellschaftliche Entwürfe verheerende Folgen. Zu oft auch gaukelten die Utopien vor, vermeintliche Kenntnis der Mittel zu haben, wie das Glück der Menschen im Hier und Jetzt zu erzwingen sei.

Nachdem das Jahrhundert der Ideologien mit dem Fall der Mauer – nach der Epochendefinition von *Wolfgang Frühwald* – zu Ende ging, war eine gewisse Ernüchterung mehr als notwendig: Utopien, die sich als geschlossene Systeme verstanden, und ihre Anhänger, die vorgaben, die Welt neu erschaffen zu können, hatten sich selbst diskreditiert. Grundsätzlich wird gegen Utopien seitdem ein allgemeiner Totalitarismusvorwurf erhoben.

Heute ist Pragmatismus Trumpf

Wo allzu große Einigkeit herrscht, ist jedoch Skepsis angebracht. Vielmehr stellt sich heute die Frage, ob mit der Verabschiedung der „verführerischen Zukunftsbilder“ (*Joachim Fest*) nicht allzu gründlich ein *Movens* menschlichen Handelns entsorgt wurde, auf das man nicht so leicht verzichten kann. Das Pendel – so scheint es zumindest – ist inzwischen auf der anderen Seite angekommen.

Der Zerfall der Sinnentwürfe schreitet voran. Man hat sich mit der Fragmentarisierung der Lebenswelten abgefunden. Wer vom Ganzen redet – und sei es auch nur im Sinne einer Zielvorstellung –, macht sich verdächtig. Die Verständigung über die Ziele menschlichen, sozialen und politischen Handelns wird nur von einzelnen gesucht.

In der *Politik* ist das Kurz- und Mittelfristige Trumpf. Wahlperioden geben den Denkhorizont für den alltäglichen Pragmatismus vor, so daß man Politikern heute kaum visionären Eifer vorwerfen muß. Wenn jemand dennoch über die absehbare Zukunft hinausblicken will, wird er belächelt; wer beispielsweise wie in der Frage des Benzinpreises – allgemein diskutierte – langfristige Ziele öffentlich als solche ausgibt, wird zurückgepiffen. Die neue Regierung hat sich ob dieser diffusen Stimmung fürs erste dafür entschieden, lieber noch weniger anders zu machen als ursprünglich versprochen, und damit schon nach kurzer Zeit Reformwillige aus unterschiedlichsten Lagern vergrault.

Das gesellschaftliche Bewußtsein ist derweilen vollauf damit beschäftigt, sich auf die diesjährige Silvesternacht vorzubereiten und angesichts der Ängste vor dem Jahrtausendwechsel mit den Erfahrungen der vergangenen zehn Jahrhunderte zu trösten. Keine neun Monate sind es mehr bis zum neuen Jahrtausend, aber kaum jemand wagt es, über das kommende Jahr hinauszuschauen. Seit geraumer Zeit nun bildet das Jahr 2000 mit der Expo als anvisiertem Forum für Diskussionen über die Zukunft einen Horizont, der sich – gegen seine Natur – nicht verschiebt, wenn man sich ihm nähert. Es ist ja auch wahr: Nie gab es so viel statistisches Material, um Prognosen zu erstellen, und nie ist es so schwer gefallen wie heute, verlässliche Aussagen über die Welt von morgen zu machen. Der Ruf nach dem Ruck ist – wenn auch nicht gänzlich ungehört – längst verhallt.

Selbst in der *Kirche* scheint der Blick nicht über das Jahr 2000 hinauszureichen, obwohl es auch hier so etwas wie einen *Reformstau* gibt – der aufgrund der großen Aufmerksamkeit für den Streit um die Schwangerschaftskonfliktberatung in Vergessenheit zu geraten droht. Das Problem der zukünftigen Nutzung bald schon überflüssiger oder zumindest nicht mehr zu unterhaltender Kirchengebäude mag regional und konfessionell unterschiedlich bedeutsam sein: Von einer Strategie, die man heute bereits entwickeln müßte, damit in zwei Jahrzehnten noch Handlungsspielräume bestehen, ist derzeit nicht viel zu erkennen.

Auf den Priestermangel in den Gemeinden reagiert man, Programme für Seelsorgeeinheiten, Pfarrverbände und pastorale Räume gibt es genug. Aber der große Wurf jenseits der *Verwaltung des Mangels*, die den dramatischen Wandel nur kaschiert, bleibt aus. Häufig sind die Pläne bereits Makulatur, bevor das anvisierte Jahr der Umsetzung begonnen hat. Selbst hier herrscht der Pragmatismus, um nicht resignieren zu müssen, wobei freilich die vor Ort in Diözesen und Gemeinden Verantwortlichen aus übergeordneten Gründen auch nicht können, wie sie wollen. Auch in ande-

ren Fragen hat man sich deshalb aufs Durchwursteln verlegt. Fast alle wissen, daß die alten Konzepte nicht mehr tragen, aber kaum einer der Entscheidungsträger will sich als erster bewegen.

Gesamtkirchlich ist in diesem Zusammenhang sicherlich von entscheidender Bedeutung, daß das derzeitige Pontifikat in seine Spätphase eingetreten ist. Große Pläne könnten da nur Irritationen auslösen. Wer will schon über das Ende des Heiligen Jahrs am Dreikönigstag 2001 hinaus planen? Selbst ökumenische Bemühungen werden momentan nicht mit den gleichen Hoffnungen begleitet wie in früheren Jahrzehnten. Dem für das Jahr 2003 geplanten gemeinsamen Kirchentag wird in Deutschland deshalb eher eine abwartend-skeptische Haltung als Begeisterung über das mutige Projekt entgegengebracht.

Kurzum: Vieles spricht dafür, daß die berechtigte Kritik an den Utopien voll auf die Praxis in Kirche und Gesellschaft durchgeschlagen hat. Angesichts dieser Diagnose lohnt sich das neuerliche Nachdenken über die Utopien jenseits der Geschichte des belasteten Begriffs.

Die menschliche Vorstellungskraft kann das Handeln beflügeln

Zugegebenermaßen haben Utopisten aller Zeiten vielfach ignoriert, inwieweit die Zukunft durch die Vergangenheit bereits festgelegt ist und festgelegt wird. Aber nicht nur die Traditionalisten unterschätzen auf der anderen Seite die Offenheit der Vergangenheit, deren unabgeholte Erwartungen auch für unsere Zukunft noch von Bedeutung sein können. Ein Denken, das mit der Geschichtlichkeit Ernst macht, wird über kurz oder lang auf die Notwendigkeit recht verstandener Utopien stoßen. Es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, doch die derzeit vorherrschende Orientierung an der Geschichte, das Befragen der Traditionen und die geisteswissenschaftliche Beschäftigung mit dem Erinnern bieten anhand der Auseinandersetzung mit vergangenen Zukunftsentwürfen die Gelegenheit, sich auch wieder stärker auf das Kommende hin zu öffnen.

Utopien sind gerade deshalb für das Zusammenleben in Gemeinwesen unterschiedlichster Art notwendig, weil nur ein *Ausmessen der Handlungsspielräume* die Freiräume für Entscheidungen zu sichern vermag. Die Vorstellungskraft kann auf diese Weise das Handeln beflügeln. In diesem Sinne gehört die Imagination zu den Innovationsträgern der menschlichen Kultur: Soziale Visionen sind geradezu unverzichtbar, weil sie vor Augen führen, was man sich unter dem angestrebten guten Leben vorzustellen hat. Die Wirklichkeit von morgen wird so im Modus der Möglichkeit erkundet, die eine Voraussetzung der Wirklichkeit ist. Versuchsweise bemüht sich das utopische Denken sogar noch darum, sich die Möglichkeit des Unmöglichen vorzustellen, an die man sich freilich immer nur annähern kann.

Konkret ausgemalte Vorstellungen von dem, was das Ziel der Freiheit des Menschen sein soll, können sich auf diese Weise als handlungsleitend erweisen, ohne daß das jeweilige Ziel unbedingt in vollem Umfang erreicht werden muß und sich nicht auch als eine unangemessene Erwartung erweisen dürfte. Daß man ein Ziel nicht erreichen kann, ist noch kein Grund dafür, es nicht anstreben zu sollen. In gewisser Weise läßt sich die Utopie genau dadurch definieren, daß sie ein nicht vollständig zu verwirklichendes Reformvorhaben darstellt. Die Utopie läßt sich deshalb – streng genommen – nur im „Nirgendwo“ verorten und gibt sich auch als solche zu erkennen: literaturgeschichtlich gesehen lange Zeit als Reiseerzählung in eine Gegend jenseits der bisher bekannten Zivilisation, später als Zeitreise in die Zukunft, deren fiktive Realität nicht auf der Fluchtlinie der zu erwartenden gesellschaftlichen Entwicklungen liegt.

Nun geht es nicht in erster Linie um die literarischen Utopien, sondern um einen grundsätzlichen Zugang zum Utopischen. Dafür kommt alles darauf an, Utopien auch als das zu verstehen, was sie sind und sein wollen: Eben nicht Idylle, noch Tagtraum oder Tröstung, sondern eine *politische Fiktion* mit Eigengesetzlichkeiten, die es zu beachten gilt. Utopien enthalten mehr Anregungen für die politische Praxis als direkte Handlungsanweisungen, die die menschliche Begrenztheit und Fehlbarkeit, die Zielkonflikte und den Aspekt der Tragik des menschlichen Handelns leugnen. Berücksichtigt man diesen unaufhebbaren Unterschied zwischen der Welt der Fiktionen und der Realität, müssen Utopien nicht in Terror münden. Utopien dürfen schon deshalb nicht im Verhältnis eins zu eins umgesetzt werden, weil das eigentlich Hilfreiche an ihnen in ihrem analogischen Charakter liegt: In einer bewußt anders gestalteten Welt zeigen sie, wie gutes Leben gelingen kann.

Die eschatologische Perspektive der Bibel ernst nehmen

Aller Beharrlichkeit aus Traditionsbewußtsein zum Trotz ist gerade das Christentum reichlich mit utopischem Potential und einer daraus erwachsenden Kompetenz in Zukunftsfragen ausgestattet. Die Rede von der ersehnten *Neuschöpfung* von Mensch und Welt gehört zu den biblischen Konstanten, die wesentlich zur christlichen Identitätsbildung beigetragen hat und mit dem Entstehen von Kirche keinesfalls verstummte. Jesu Reich-Gottes-Predigt ist als einer der zentralen Inhalte der christlichen Botschaft nicht nur Keimzelle des christlich-utopischen Denkens, sondern stand neben prophetischem und messianischem Denken der Juden auch für eine Fülle sich säkular gebender Utopien Pate. Schon aus der Sicht christlicher Theologie gilt deshalb, daß die ältesten Erinnerungen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft sind, die auch heute noch nicht erreicht worden ist.

Gottes Sein ist im Kommen, heißt ein Axiom von *Jürgen Moltmann*, der in seiner „Theologie der Hoffnung“ vor 30 Jahren diese eschatologische Perspektive der Bibel neu aufgegriffen hat. Auf diese Weise impliziert eine Besinnung auf die utopische Dimension des christlichen Glaubens auch ein Bekenntnis zu der Verbundenheit mit dem Judentum.

Gleichzeitig zeigen Jesu Predigt wie die Geschichte des Christentums, daß das Reich Gottes – zumindest in Ansätzen – auf Erden verwirklicht werden will, daß sich Utopien in Strukturen realisieren müssen. Es wäre deshalb ein Mißverständnis, die Kritik an der Erschlaffung des utopischen Bewußtseins als Plädoyer für rein geistbewegte Gesellschaftsformen zu werten. Der Kirche droht wie jedem Sozialwesen, das sich seiner Ziele nicht mehr vergewissert und sich nicht mehr darum bemüht, seine Ideale umzusetzen, Erstarrung. Gerade die Erfahrung einer zweitausendjährigen Kirchengeschichte mit allen ihren Wandlungen und durchaus auch überraschenden Momenten könnte Zuversicht geben, sich auch von der Zukunft noch etwas zu erwarten. Nicht das krampfhaftes Festhalten an – in sich notwendigen und sinnvollen – dogmatischen Fixierungen, nicht das Archivieren, Katalogisieren und Dokumentieren von theologischen Problemstellungen und zeitgebundenen Antworten führt weiter, sondern vor allem eine zukunftsgerichtete Reflexion auf das Christliche angesichts der epochalen Umbrüche, die sich heute allerorten vollziehen.

In gewisser Weise ist der Ruf nach Utopien lediglich die Kehrseite der Qualifizierung der Kirche als *ecclesia semper reformanda*. Wobei sich auch kirchlich, wie schon politisch, mit der Utopie die Spannung verbindet, daß die Vollendung der ersehnten Verbesserungen auf der einen Seite nicht selbst herbeigeführt werden kann, aber auf der anderen Seite auch nicht die Schlußfolgerung legitim ist, deshalb auf einen *utopischen Denkstil* ganz verzichten zu dürfen.

Die Kirchen sind darüber hinaus als Sachwalter der Transzendenz besonders gefragt, sich der Fragen nach Sinn und einer möglichen Erfüllung der Hoffnungen jenseits der Forschungsergebnisse von Futurologen anzunehmen. Gerade jenseits dieser Grenze zeigt sich, daß Utopien die Erforschung des Möglichen sind und Orientierung geben wollen.

Wo aber Christen sich in der beschriebenen Weise als zukunfts-fähig erweisen und sich auf das unbestreitbar emanzipatorische Interesse des Glaubens besinnen, um aus ihm mit Augenmaß mittel- und langfristig realisierbare Zielvorgaben zu formulieren, dürfte es ihnen schließlich auch weniger schwer fallen, gerade heute sich und ihre Interessen in den gesellschaftlichen wie den politischen Diskurs einzubringen. Ein solchermaßen *aufgeklärter Enthusiasmus* wäre die beste Voraussetzung für den Eintritt in das nächste Jahrtausend. Schon der heilige Thomas Morus hat sein Buch, mit dem die neuzeitliche Geschichte der Utopien begann, im Untertitel als „heilsam“ charakterisiert.

Stefan Orth